

Nr. 196. Bromberg, den 27. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

Amerikanischer Urheberrechtsschutz
Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin.

(8. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Man wartete auf den Kapitän und seine Offiziere, schlug die Zeit tot, so gut es eben gehen wollte, zerbrach sich noch immer die Köpfe über die geheimnisvoll verhüllten Gegenstände auf der Bühne und auf der Empore und erhielt auf alle neugierigen Fragen genau so wenig Auskunft wie zuvor. Um die Wichtigkeit jener geheimnisvollen Gegenstände noch zu erhöhen, waren jetzt überall Diener als Wachen daneben aufgestellt.

Trotz der Heiterkeit zu der man sich zwang, lastete doch allmählich eine stumpfe Eintönigkeit über allen, und das wurde auch nicht anders, als endlich der Kapitän mit seinen Herren erschien. Man hörte ihm zu, als er von der einen und anderen Linienteufe erzählte, die er selber einst in seiner Jugend mitgemacht hatte; man ließ Tantiah Sahib seine etwas wilden Scherze vollführen, über die man zwar immer noch lachte, aber dennoch war so etwas wie qualvolle Langeweile, eine Art peinigender Spannung über allen im Saale. Selbst die Musik, die man nicht zum Schweigen kommen ließ, schützte nicht davor.

Man langweilte sich. Und Langeweile war das hassenswerteste Übel von allen.

Und plötzlich, während der Kapitän breit und ausführlich über ein höchst gefährliches Erlebnis mit einem Hai erzählte, während das Orchester eine Ouvertüre von Verdi fast im Jazztempo herunterjagt, springt Mary Nantoul zu den Musikern auf die kleine Bühne.

Ihr Gesicht ist hell gerötet, und jeder sieht ihr an, daß sie ein klein wenig beschwipst ist. Die Musik schweigt. Mary Nantoul stützt die Fäuste in die Hüften und beugt sich vor. Etwas ordinär sieht sie aus in dieser Haltung. Ihre Stimme kreischt über den Saal: „Warum sterbt ihr vor Langeweile? Warum tanzt ihr nicht? Lord Pearsonby war ein höflicher Mann. Glaubt ihr, daß es seine Absicht war, uns mit seinem Tod heute abend den Tanz zu verderben?“

„Bravo!“ brüllten Jay Ogden und der Herzog von Ellisburne gleichzeitig und Tantiah Sahib schreit in seinem Kauderwelsch irgendetwas dazwischen, was niemand versteht, was aber sicherlich auch Beifall bedeuten soll.

„Na also!“ lacht Mary Nantoul klingend auf und schüttelt den Kopf, daß ihre gekrausten blauschwarzen Haare wild um den Kopf flattern. „Dann tanzt! Tanzt! Langweilt euch nicht! Damit holt ihr den armen Lord doch nicht mehr von den Fischen herauf! Tanzt!“ Und dann zu dem ersten Geiger: „Benly, einen Blue! Spielen Sie!“

Und sie trällert eine Melodie, die jeder Gassenjunge in den Staaten pfeift:

„In this night I'll come to you ... I'll come to you ...“

Das Orchester fällt kreischend, winselnd ein, hie und da singt man die Worte nach, und es dauert nicht lange, so trällert und summt alles im Saal, tanzt und singt:

„In this night I'll come to you ... I'll come to you ...“

Der Herzog von Ellisburne aber, begeistert von Mary Nantouls tapferem Einfall, läuft mit ein paar Schritten hinüber zur Bühne, breitet die Arme, und Mary Nantoul springt ihm entgegen, läßt sich fallen. Er fängt sie auf. Sie lacht aus vollem Halse, ist ein wenig beschwipst, trällert und tanzt.

Das Saxaphon dudelt und heult, wimmert und tutet.

Alles tanzt, nur Kapitän Peacock steht etwas betroffen, die Hände in den Taschen, auf demselben Platz, wo er eben seinen Bericht über den gefährlichen Hai unterbrochen hat, und schüttelt bedenklich das kahle Haupt.

Selbst Carol Lispenard und Jay Ogden, die sonst nur selten tanzen — der eine, weil es ihm lächerlich ist, der andere, weil er sein Herz zu sehr anstrengt — haben sich diesmal anstecken lassen von der allgemeinen Heiterkeit, die Mary Nantoul entfacht hat. Und wilde Ausgelassenheit fegt durch den Saal.

Alle lassen sich mitwirbeln. Es ist, als läge in diesem so plötzlich ausgebrochenen Tanztaumel eine Angst, ein schriller Wehruf, den niemand hören will, und der alle antreibt, sich so laut, überquellend und heiter und wie toll zu gebärden. Niemals war an Bord der „Springflower“ ein Tanz so wild, so heiß, so fessellos.

Ist es der Tod, der heute früh an Bord war, der die Wellen der Ausgelassenheit so in die Höhe peitscht? Hat er durch seinen Besuch gelehrt, daß man die kurze Zeit des Lebens nutzen soll? Oder will man die Erinnerung an ihn überschreien? Vielleicht ist es auch nur das schlechte Gewissen, das man zum Schweigen bringen will? Man tanzt und lacht, während einer, in dessen Gesellschaft man noch gestern getanzt und gelacht hat, nun dort unten im Tang des Meeres hängt. Es ist nicht recht, daß man tanzt und lacht; es ist Sünde! Man emfindet die eigene Freude wie eine kecke, freche Herausforderung an eine drohende übergewaltige Macht. Aber deshalb tanzt man noch heißer, lacht man noch lauter, überläßt sich noch willenloser dem harten Taktmaß des Blue.

Es ist, als wolle dieser erste Tanz gar nicht mehr enden. Immer von neuem zuckt die Melodie auf, kreischen und wimmern im Fortissimo Geige und Saxophon. Und als das Orchester dann doch schweigt, fällt die jähe Stille wie ein Schrecken über alle her. Man wollte einer seltsamen Angst entfliehen, als man tanzte und nun mit einem Male, in diesem herabstürzenden Schweigen, ist sie doch wieder da, mitten unter den eben noch Tanzenden.

Da wird in der Nähe des Eingangs zum Saal ein Schrei laut. Aller Augen wenden sich dort hin und sehen Gwennie Dolan.

Sie steht mitten in der breiten, weit geöffneten Tür. Sie ist in großer Toilette, trägt kostbaren Schmuck. Aber allen fällt auf daß sie todblaß ist, so blaß, wie man es bei keinem Menschen zu sehen gewohnt ist. Man erschrickt, und unwillkürlich lähmt Gwennies Erscheinen und ihr Anblick alle Bewegung. Man hat das Gefühl, als sei es nur deshalb plötzlich so drückend still, so lastend schweigsam im Saale geworden, weil Gwennie erschienen ist.

Alle starren zu ihr hin.

Und langsam geht Gwennie in den Saal hinein. Sie steuert auf Jay Ogden zu.

Mary Nantoul, beschwipst von Sekt und Tanz, will sie umarmen, aber irgend etwas liegt in Gwennies Blick, das sie zurückweichen läßt. Gwennie setzt ihren Weg auf Jay Ogden fort; sie richtet sich im Schreiten immer mehr auf. Jay Ogden weicht keinen Schritt zurück. Er wartet. Sein Gesicht ist steinern und grau, seine Nasenflügel ein wenig gebläht, an seinen Wangen spielen die Muskeln.

Gwennie sagt zu ihm laut, deutlich allen hörbar:

„Sie haben Gerelli ermordet! Wer sind Sie? Was haben Sie getan? Warum haben Sie Gerelli ermordet?“

Noch immer bewegt sich in Jay Ogdens Gesicht keine Miene. Er zuckt kurz die Schultern. Der Schiffsarzt drängt sich durch die Menge auf Gwennie zu.

Bevor er sie noch erreicht hat, verkündet Jay Ogden laut:

„Miß Dolan ist krank! Ich weiß nicht, was sie meint, und wen sie meint. Lassen wir uns nicht stören!"

Er geh. rückwärts Schritt für Schritt auf die kleine Bühne zu und spricht währenddessen weiter: „Sie waren neugierig auf die Überraschung, auf den Scherz, den wir Ihnen versprochen haben. Ihre Neugier soll befriedigt werden."

Er schwingt sich mit einem Satz auf die Bühne, und allmählich, fast unbemerkt, drängen sich seine Freunde ebenfalls dorthin. Keiner weiß eigentlich recht, was geschieht. Keiner hat Jay Ogden recht begriffen. Der steht da, die Hände in den Taschen, ein Lächeln auf den Lippen ,und doch eine Andeutung von Hohn in dem breiten Gesicht.

„Ein Scherz, meine Damen und Herren!" schreit er über die Köpfe hinweg. „Helfen Sie mir, ihn durchzuführen! Ich bitte die Herren, nach rechts hinüberzutreten! Bitte! Jawohl — so ist es recht! Recht dicht an die Wand!"

Jay Ogdens Freunde leiten das alles.

„Und die Damen wollen sich bitte gegenüber auf die andere Seite zurückziehen — auch Sie, Miß Dolan! Sie sollen sofort Ihre Antwort haben!"

Hat Gwennie plötzlich wieder alle Kraft verloren? Ist sie schwach und feige geworden unter Jay Ogdens Blick? Sie gehorcht, gehorcht wie alle anderen seinen Anweisungen. Die Herren und Damen treten getrennt, rechts und links an die Seitenwände des Saales, so daß nun eine breite Gasse von der Bühne bis zu der Eingangstür läuft.

Jay Ogdens Freunde haben sich nun immer mehr in dessen Nähe gedrängt, sie umgeben die Bühne, vor der die Musiker hinabbefördert worden sind. Jay Ogden allein steht hoch über allen. Keiner achtet darauf, daß alle seine Freunde wie auf Befehl die Hände in den Taschen haben.

Zwei oder drei Sekunden lang herrscht Stille. Dann kommt aus der Höhe des Saales, aus der Kuppel, plötzlich ein Ruf, der sich anhört, als schreie dort oben jemand durch ein Megaphon.

„Allright, Mac, go on!"

Und wieder Stille.

Was hat der Ruf zu bedeuten? Wer rief ihn? Die Kuppel des Saales liegt oben auf dem Deck. Sicherlich hat man dort oben Scheiben entfernt und durch die Öffnung den Ruf heruntertrompetet.

Wer ist Mac?

Aber bevor noch irgendeiner diese Frage laut aussprechen kann, springen der Herzog von Ellisburne, Tantiah Sahib, Sir Galway und noch drei andere zu Jay Ogden auf die Bühne. Die anderen drängen zurück, so daß die Vorderseite der Bühne frei ist, und gleichzeitig reißen der Herzog von Ellisburne und Jay Ogden die grauen Überzüge von den geheimnisvollen Gegenständen, die seit heute mittag hier im Saale untergebracht sind.

Es sind Maschinengewehre.

Der Herzog von Ellisburne, Tantiah Sahib, Sir Galway und die anderen hocken dahinter, als befänden sie sich auf einem Schießstand.

Jay Ogden, der mit drei Schritten zur Seite getreten ist, um freies Schießfeld zu schaffen, verkündet: „Ein Scherz, meine Damen und Herren! Ein Witz! — Aber beklatschen Sie ihn nicht! Hören Sie mich in Ruhe an! Bei der geringsten Bewegung werden wir die Patronengurte durch die Gewehre jagen! Dort oben auf der Empore — Ihnen, meine Herren, gegenüber — stehen zwei weitere Gewehre. Ich hoffe, es wird nicht zum Blutvergießen kommen! Es wäre schade und — aussichtslos — —"

Alles steht wie erstarrt. Keiner rührt sich. Keiner antwortet. Keiner atmet.

Ein Scherz? Ein Witz?

Jay Ogdens Gesicht und die Gesichter seiner Freunde, die schußbereit hinter den Maschinengewehren hocken, sehen nicht so aus, als seien sie Statisten bei einem Scherz.

Jay Ogden fährt fort: „Ihr Widerstand hat keine geringste Aussicht auf Erfolg. Meine Freunde, einschließlich unserer Diener, sind fünfundsechzig an der Zahl. Das Kommandohaus ist schon in unserer Gewalt. Die Trimmer, die Telegraphisten, mehr als die Hälfte der Stewards und manch andere — alles sind Leute, die ich selbst Ihnen nach Seattle geschickt habe, um sie anheuern zu lassen. Alle stehen bedingungslos zu uns. Ihre Lage, meine Damen und Herren, ist hoffnungslos, ich — —"

Hier muß Jay Ogden abbrechen, denn einer, und zwar der, von dem alle es am wenigsten erwartet haben, schreit in das Schweigen ein Wort hinein, springt mit einigen Sätzen auf Jay Ogden los — es ist Carol Lispenard.

Er kann vor Anstrengung und Keuchen kein Wort hervorbringen, aber dann kreischt er Jay Ogden gellend zu: „Sie sind — — — ich erkenne Sie — — — Sie sind — — — sind MacArrew!"

Jay Ogden brüllt auf vor Lachen, brüllt triumphierend wie ein Siegesgeheul in das lähmende Schweigen hinein seinen Namen: „Ich bin MaxArrew!"

Und als Echo tönt es oben aus der Kuppel von den Helfern wie ein Begrüßungsruf zurück: „Halloh! Vorwärts! MacArrew! MacArrew! Three cheers for Mac Arrew!"

Da begeht Carol Lispenard die erste und wahrscheinlich auch die letzte Heldentat seines Lebens: er springt Mac Arrew an, er schnellt wie eine Katze auf die Bühne und greift mit langen gespreizten Fingern nach MacArrews Hals. Der hat den Angriff erwartet. Er faßt Carol Lispenard mit beiden Händen um die Hüften, hebt ihn hoch empor wie einen Ballen Lumpen und schleudert ihn mit gewaltiger Kraft in den Saal zurück.

Regungslos bleibt Carol liegen.

Aber nun entsteht eine ungeheure Verwirrung. Zwei Offiziere wollen sich durchdrängen zur Bühne.

Schreie, Rufe zucken hin und her. Kapitän Peacocks Baß dröhnt dazwischen. Keiner versteht den andern.

Die Mädchen stehen da wie verängstetes Wild, und mitten hinein in den Lärm brüllt MacArrew, alle andern übertönend: „Zurück! Zurück! Oder wir geben Giftgas aus der Kuppel! Alles ist vorbereitet! Sehen Sie hinauf!"

Aller Augen fliegen empor. Man sieht im undeutlichen Zwielicht der Kuppel Gesichter und die blitzenden Mündungen zweier Schläuche, die tief herabhängen. Alle Bewegung ist wieder erstarrt. Keiner wagt einen Angriff.

MacArrew hat gesiegt. Die Überrumpelung ist gelungen. Das Schiff ist in seiner Gewalt.

Er will gerade wieder anfangen zu sprechen, als zwei Schüsse kurz nacheinander abgefeuert, die Stille zerreißen. Die Damen, denn aus ihrer Mitte sind die Schüsse gefallen, flattern auseinander wie ein Schwarm aufgescheuchter Tauben. Niemand von MacArrews Leuten wagt, auf die beiden Schüsse zu antworten, denn die Damen müssen geschont werden. Außerdem war niemand auf einen Angriff von dieser Seite vorbereitet. Die Maschinengewehre sind auf die Männer gerichtet.

Und so gelingt Gwennies Flucht. Sie ist es, die geschossen hat, aus Frank Hulls Revolver. Sie hat blind in die Luft geknallt, und die jähe Überraschung, die kopflose Wirrnis, die nach den beiden Schüssen im Saale herrscht, benutzt sie um zu entfliehen — sie allein von allen!

Zwei Minuten später ist im Saal alles zu Ende. Die Betäubungsgase, die sofort nach den Schüssen aus der Kuppel hinabgeblasen worden sind, haben ihre Schuldigkeit getan. MacArrew und seine Leute laufen mit Gasmasken vor den Gesichtern umher. Alle andern sind betäubt, liegen wirr und schwer, ein Knäuel von Leibern, besinnungslos, wirr durcheinander, so wie sie eben gefallen sind, auf dem Parkett des Saales.

Nur eine ist entkommen: Gwennie Dolan. Sie sitzt in ihrer Kabine, Frank Hulls Browning in der Hand. Sie kann Jeannette, die mit verstörtem schreckverzerrtem Gesicht vor ihr kniet, keine Antwort geben. Ihr Herz pocht zum Zerspringen, die Kehle wird ihr eng, aber sie hält Frank Hulls Revolver fest und ist entschlossen, eher zu sterben, als sich MacArrew und seinem Gesindel auszuliefern.

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantik

Ein Zukunftsbild von Emil Rath.

Ruckweise stieg die rote Sonnenscheibe über den Horizont, und plötzlich war auf der endlosen Fläche des Atlantik ein Purpurgefunkel, unterbrochen von dem steigenden Gischt mächtiger Wellenberge, die eine frische Westbrise vor sich hertrieb. Herbert Steinbeck schloß überrascht eine Sekunde die Augen, als er tief unter der brummend dahinsausenden „Lilienthal" das herrliche Feuerspiel des Ozeans sah. Er näherte seinen Mund dem Sprachrohr: „Hallo, Peter! Schau unter dich!"

Verschlafen kam eine Stimme zurück: „Schon gut. Schau lieber vor dich!"

Steinbeck sah nach vorn, angestrengt, die Augen schmerzten noch von dem nächtlichen Fluge, der angespannteste Aufmerksamkeit verlangt hatte über dem Lichtergewirr europäischer Städte — in der Ferne, wo sonst Himmel und Erde aufgelöst ineinander flossen, hob sich von der rot schimmernden, bewegten Wasserdecke träge, bleiern-weiß der Himmel ab.

„Eine Nebelbank!" entfuhr es Steinbeck. Er sann eine Sekunde nach, dann fragte er den Kameraden: „Was nun? Ausweichen?"

Er mußte eine Weile auf Antwort warten.

Mürrisch tönte es durch das Sprachrohr: „Ausweichen! Ebenso gut kannst du zu Fuß um die chinesische Mauer herumlaufen! Hätten wir den Kurs nach Newyork eingeschlagen, könnten wir um diese Zeit schon gelandet sein. Glänzende Idee, zu sagen: Wir fahren nach Newyork! — und in Wirklichkeit geht es nach Südamerika. Warum nicht gleich den Südpol überfliegen, ehe Byrd es tut!“

„Warum so bitter, Karsten?“ meinte Steinbeck sanft. „Mir liegt nicht an feierlichen Empfängen mit Banketts und Fliegermedaillen. Den Weg fliegen, den kein anderer vor uns nahm, das ist Tat. Ich wandle auch auf verschneitem Feld nicht gern in die Fußtapfen anderer. Doch wir müssen uns entscheiden: Durch oder herum!“

Karsten lachte leise, ein mißvergnügtes Lachen: „Durch oder herum! So eine Nebelbank ist wie der Große Krumme im Peer Gynt. Man kann um sie nur selten herum. Gib Vollgas. Wir gehen auf vier-, fünftausend Meter. Vielleicht ist dort oben bessere Sicht. Ich werde ein wenig essen, dann löse ich dich ab.“

Der Motor surrte unter dem heftigen Gasdruck noch lauter, die Geschwindigkeit minderte sich, als die „Lilienthal“ stieg. Plötzlich kam Steinbeck ein törichter Gedanke: Auch Lilienthal hatte sein Leben im Dienste des Fluggedankens lassen müssen! Dann aber wischte er gleichsam mit lässiger Handbewegung den Gedanken fort. Unsinn! Bis zur Küste konnten es seiner Berechnung nach nur noch etwa dreihundert Kilometer sein. — Der Purpurglanz unter dem Flugzeug war verschwunden, schnell bewölkte sich der Himmel, auch in viertausend Meter Höhe war die Sicht schlecht — also herunter auf fünfhundert Meter.

Plötzlich saß die Maschine mitten im Nebel. Karsten übernahm das Steuer, indes Steinbeck die Instrumente überwachte. Kaum konnte er noch die Zeiger und Zifferblätter deutlich sehen. Überall schob sich der Nebel dazwischen, zäh, weiß, wie eine kompakte Masse.

Es war eine Danaidenarbeit, den Ausweg aus diesem Nebelkessel zu finden. Karsten fluchte gräßlich, stieg, ging wieder herunter — der Nebel wollte kein Ende nehmen. Es war, als drehte sich der Apparat im Kreise.

„Hätten wir bloß die Radiokiste an Bord genommen“, knurrte Steinbeck zwischen den Zähnen. „Man weiß kaum noch, was Nord oder Süd ist!“

Der Apparat strich in geringer Höhe dahin. Da war es Steinbeck, als habe die linke Tragfläche einen leichten Stoß erhalten. Er spürte es an den leisen, zitternden Schwankungen. Plötzlich sah er aus dem Nebelmeer etwas Dunkles, Schattenhaftes aufragen, schrie durch das Sprachrohr, irgend etwas Sinnloses — ein Krach — Schrei und zuckende Feuergarben sprühten auf — —

— — Steinbeck hebt mit Mühe die bleischweren Augenlider. Er will sich aufrichten, sinkt stöhnend zurück: der rechte Arm und der linke Fuß — er quält sein Hirn, zurückzuwandern, anzuknüpfen an das letzte Geschehen, bevor er das Bewußtsein verlor — umsonst.

Er schrickt zusammen vor einem Geräusch. Ein kleiner, dunkelhäutiger Mensch steht vor ihm, die breiten Lippen verziehen sich zu einem Grinsen, mit Ocker gefärbte Zähne werden hinter ihnen sichtbar. Und nun ruft der Zwerg unverständliche Worte hinaus, und bald drängt sich um Steinbeck eine Schar dunkler Zwerge, schwatzend, kreischend, gestikulierend. Steinbeck glaubt zu träumen. Aber der eine bringt Kokosmilch, Bananen und Beeren, und wie der kühle Trank durch die fieberbrennende Kehle rinnt, weiß Steinbeck: es ist kein Traum. Bald sinkt ermattet der Kopf zurück; Fieberbilder jagen in bunter Folge durch sein Unterbewußtsein . . .

— — Ein Jahr schon weilt Steinbeck nun unter den Pygmäen. Aus ihren Erzählungen hat er sich ein Bild geformt vom Absturz der „Lilienthal“: Im dichten Nebel, nahe über der Erde fliegend, war das Flugzeug in voller Fahrt gegen eine Palmengruppe gesaust und in Brand geraten, er im Bogen herausgestürzt, sein Fall gemildert durch Palmen- und Agavenblätter, sein armer Kamerad Karsten verbrannt.

Und doch beneidete ihn Steinbeck oft um sein Schicksal. War dieses Warten, dieses Leben der Abgeschiedenheit nicht ein allmähliches Absterben? Er lachte bitter vor sich hin: Absturz in zwiefacher Gestalt. Körperlich. Aber auch seelisch. Wie war sein stolzes Herz getragen vom hohen Mute, Künder der Kultur zu sein, Niegeleistetes zu vollbringen, die Augen der halben Welt auf sich zu ziehen durch eine Tat. Und dann der Sturz in das Vakuum der Zivilisation: von unentdeckten Pygmäen irgendwo im südamerikanischen Urwald gepflegt, gesundet am Körper, aber zerfressen in allen Winkeln des Herzens von nagender Sehnsucht, — Ikarus, dem das Gefieder verbrannte! Weit war das Meer entfernt; dreißig Tagereisen, sagten die Dunkelhäutigen. Sie waren ein munteres Volk, das auf Baumstämmen lebte, sich von der Jagd und den Früchten des Urwaldes nährte. Sie kannten nicht Lüge noch Diebstahl, noch andere Laster, ihre Ursprünglichkeit hätte Steinbeck entzückt, aber er fühlte sich als ihr Gefangener. Immer wieder, wenn Purpur der Morgensonne durch tauglitzernde Palmenwedel floß, richteten sich seine Augen sehnsüchtig nach Osten. Dort — dort! Sein ganzes Wesen war in Sehnsucht ausgestreckt nach der Heimat . . .

— — Jahre vergingen . . . Ein prächtiges Leopardenfell deckte Steinbecks hageren Körper. Er war gealtert, aber die Augen waren jung geblieben und suchten nach alter Gewohnheit im schmerzhaften Blau südlichen Himmels. Plötzlich vernahm das Ohr ein Surren, ach, ein leises Surren nur — aber es machte das Blut stocken. So schnell die Füße ihn tragen wollten, eilte Steinbeck auf eine große Lichtung, schirmte die Augen mit der freien Linken, indes die Rechte auf einen Stab gestützt war. Stärker wurde das Surren — o altvertrauter Laut! „Weißt du noch, Karsten, wie wir die „Lilienthal“ herausrollten aus ihrem Schuppen? Wie sich langsam der Propeller in Bewegung setzte? Weißt du noch?“ — Steinbeck wischt sich mit der Hand über die Augen — seine Knie zittern: ein Flugzeug! Die sehnsuchtsvollen Augen trinken durstig das Märchenbild. Ein Taumel ergreift ihn. Er reißt das Fell vom Leibe, knüpft es an den Stab, schwenkt es seitwärts und aufwärts, seiner Kehle entfahren schrille Schreie.

Erstaunt eilen die dunkelhäutigen Zwerge herbei. Ist der weiße Mann besessen, daß er nackt umhertanzt, den hagern Leib zum Himmel aufreckt? Da erspähen auch ihre Augen den Riesenvogel, angstvoll werfen sich einige zur Erde. Sie wissen, daß hier einst ein Dämon vom Himmel fiel, Feuer spie und sich verzehrte. Wollte der weiße Mann wiederum den Dämon herabbeschwören? Sie flüsterten miteinander . . .

Steinbeck aber stand immer noch in der Lichtung, mit letzter Kraft das Leopardenfell schwenkend — — unbeirrt zog das Flugzeug seine Bahn. Eine neue Zeit hörte den Notschrei der gestorbenen nicht mehr . . .

Steinbeck ließ das Fell sinken, schlaff hingen die Arme herab. Ein helles Lachen der Verzweiflung fand lautes Echo.

Ein Pfeil zischte. Das Lachen starb. Der hagere Körper sank nach vorn über. Zwischen den Schultern steckte der Pfeil, hellrotes Blut rieselte über den braunen Boden . . . Blendend weiß stand oben ein Flugzeug im Sonnenlicht neuer Zeit.

Transatlantik —

---

4 u w 586 10w 8v 8748 r b 7 üh 53 k a 3 w 5389 a 756 v 2 348 r 6 ag 53 w 8 r 45 v 262 v 87512 r 45434 u auf 489.

Von Dr. Ander.

Nicht wahr, verehrter Leser, schöne, vielleicht ein ganz kleines bißchen neugierige Leserin, das sieht schrecklich geheimnisvoll aus? Und, denken Sie sich bloß, das schrieb noch dazu ein Mädchen, das wegen Verdachtes der Mitschuld an einem Morde in Untersuchungshaft saß, an den Rand eines Briefes, den sie an einen Unbekannten richtete; wobei sie allerdings nicht damit rechnete, daß der Brief samt der Randbemerkung entdeckt würde! Trotzdem war die Entzifferung des Satzes ganz einfach, denn er war gar nicht kunstvoll chiffriert. Die Buchstaben sind überhaupt unverändert, und die Zahlen? Das Grazer kriminologische Universitätsinstitut hatte bald das Losungswort „Mondeslicht“ herausbekommen. Setzt man unter die einzelnen Buchstaben dieses Wortes die Ziffern 1 bis 10, also:

M o n d e s l i c h t

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10,

so kommt ein, allerdings recht gruseliger Text heraus: „Du weißt, wieviel dir blühen kann, wenn ich alles von dir sagen würde, wo so viel Morde, die du auf dich.“

Eine große Rolle im Verbrecherleben spielen bekanntlich die Morsezeichen. Wenn sich Gefangene durch Klopfen an den Zellenwänden miteinander verständigen, so ist die Grundlage meist das Morse-Alphabet. Aber auch als Geheimschrift ist es beliebt. In manchen Fällen werden nicht die Punkte und Striche, aus denen es besteht, geschrieben, sondern es werden in einem sonst ganz unverdächtigen Briefe gewisse Wörter mit Tinte blau oder rot unterstrichen, wobei Anzahl, Form und Farbe der Striche den Morsezeichen entsprechen. Es gibt aber eine noch raffiniertere Methode, einem Verhafteten eine geheime Mitteilung in Morseschrift zukommen zu lassen: man bringt ihm — Taschentücher, ganz gewöhnliche Taschentücher. Nichts ist hineingestickt, von Schrift mit „geheimer“ Tinte keine Spur.

Daß sie gesäumt sind, meint der Absender, wird doch nicht auffallen. Jedes Taschentuch ist gesäumt. Aber der kundige Kriminalist interessiert sich gerade für diesen „harmlosen“ Saum; und siehe da, dieser ist mit der Hand genäht, manche Stiche sind kurz, manche wieder lang. Es sind — genähte Morsezeichen! Eine andere Methode, um Nachrichten geheim zu übermitteln: man kopiert sie auf photographisches Papier. Erst durch Entwickeln werden sie bei einigen Sorten sichtbar. Interessant ist, daß, wie der Kriminalist Lektor Dr. Daimer feststellte, daß man dazu überhaupt keine photographischen Papiere braucht. Ganz gewöhnliches holzschliffhaltiges Papier ist nämlich ebenfalls lichtempfindlich. Man kann Konzeptpapier, Zeitungspapier, Packpapier, also gerade die billigsten Papiersorten, die am leichtesten zu beschaffen sind, dazu verwenden. Legt man so ein Papier einige Stunden unter eine photographische, kräftige Platte oder Film an die Sonne, so wird das Papier an denjenigen Stellen der Platte oder des Films, welche das Licht gut durchlassen, leicht bräunlich, immerhin so wenig, daß man es kaum sieht. Legt man aber das Papier in einen photographischen Entwickler, bestreicht es mit Höllensteinlösung oder läßt Joddämpfe darauf einwirken, so wird das Bild bzw. die Schrift deutlich sichtbar. Bekannt sind die sogenannten „Rauchbilder“, die erst dann zutage treten, wenn man Tabakrauch darauf bläst. Im Tabakrauch ist nämlich Ammoniak enthalten, der wie ein photographischer Entwickler wirkt. Dieses System ist wiederholt zur Übermittlung geheimer Nachrichten verwendet worden. Ja sogar gewöhnliches blankpoliertes Silber ist ohne weitere chemische Präparierung fähig, ein Bild bzw. einen geheimen Text aufzunehmen. Legt man auf eine blankpolierte Silberplatte, z. B. auf die Rückseite eines silbernen Toilettespiegels oder einer Zigarettendose, das Negativ der Schrift und setzt beides zwei Stunden der Sonne aus, so entsteht ein Bild auf dem Silber, das zunächst unsichtbar ist, aber durch entsprechende Entwicklung zum Vorschein gebracht werden kann —, ein sogenanntes „Hauchbild“. In dieses Kapitel gehören auch die „sympathischen“ Tinten, deren Anzahl Legion ist. Schriftzüge, für die zum Beispiel Stärkelösung verwendet wurde, werden sichtbar, wenn man Jodtinktur darüber streicht. Die Kriegsgefangenen in Sibirien, die eine Zeitlang nur ganz kurze, vorgedruckte Nachrichten schicken durften, schrieben mit Milch zwischen den Zeilen. Durch Betupfen mit feinem Holzkohlenstaub und andere Methoden wurde die Schrift sichtbar. Übrigens gab es schon im Altertum Methoden, um Nachrichten geheim zu übermitteln. In einem Falle, den uns die Geschichte überliefert hat, wurde der Brief auf die rasierte Kopfhaut eines Sklaven geschrieben, der, sowie die Haare wieder gewachsen waren und die Schrift verdeckten, an den Adressaten geschickt wurde, der dann durch neuerliches Scheren vom Briefe Kenntnis nahm. Originell war das System der „Stabbriefe“. Absender und Empfänger hatten je ein genau gleiches Exemplar eines Stabes. Um diesen wickelte man schmale Papyrusstreifen, deren Seiten sich genau berührten, und schrieb nun in der Längsrichtung des Stabes den Brief. Dann wurden die Streifen abgewickelt und nur durch Wiederaufwickeln auf einen genau ebenso geformten Stab, wie ihn der Empfänger besaß, konnte man den Brief lesen.

Man sieht, die Frage des Briefgeheimnisses war schon vor Jahrtausenden ebenso aktuell wie heute.

Eine neue Schlemmerstätte.

Ein Restaurant in St. Raphael, einem Badeort an der französischen Riviera, kam auf den merkwürdigen Einfall, bekannte Gastmähler aus dem Altertum nachzuahmen. Die Reihe der Veranstaltungen hat mit dem „Festmahl des Aesop“ begonnen, bei welchem nur Zungen, auf alle möglichen Arten bereitet, gereicht wurden. — Ähnliches ist schon früher unternommen worden. So wird uns von einem Abbé Margon berichtet, der dem Regenten Philipp von Orleans einen politischen Dienst erwies und dafür 30 000 Franken bekam. Man liebte damals noch die Nachäffung Roms in Kunst, Literatur und gesellschaftlichem Leben, und so wußte der höfische Priester mit dem Gelde nichts Besseres anzufangen, als ein Festmahl des „Trimalchion“ zu feiern, wie es Petronius Arbiter im „Satiricon“ schildert. Alles was in Paris einen Namen hatte, vor allem der Regent selbst, nahm am Mahle teil, welches Margon, den Petronius in der Hand, allen vom Autoren überlieferten Einzelheiten getreu, leitete. Es gab da Siebenschläfer in Honig und Mohn, Würstchen mit syrischen Pflaumen und Granatäpfelkernen, fette Feigenfresser in Pfaueneiern und unzählige andere, dem gewöhnlichen Sterblichen unbekannte Leckerbissen; obendrein kredenzte man einen hundertjährigen Falerner. Der Regent zeigte sich sehr befriedigt von der Feier. — Ein Gegenstück hierzu war die Nachahmung der spartanischen „schwarzen Suppe“, zu der die sachverständige Anna Dacier — sie übersetzte den Homer ins Französische — ihre Freunde einlud. Da sie die Suppe nach den griechischen Rezepten selbst bereitete, so erfuhr keiner der Geladenen, woraus sie bestand, doch alle hatten nach den ersten Löffeln die gleiche Empfindung, vergiftet zu sein — und streikten ... Diese „schwarze Suppe“ wird man in St. Raphael nicht nachahmen; dafür stehen aber außer dem allbekannten Lukullus noch viele andere Vorbilder zur Verfügung. Da wäre das „Nachtmahl des Nasidenius“ zu nennen, wie es Horaz schildert, oder es gäbe den „Schild der Minerva“ zu bereiten, den der kaiserliche Schlemmer Vitellius aus Pfauen- und Fasanenzungen gemischt mit der Milch winziger Fische komponierte, oder die „Pastete Heliogabals“, ein Kunstwerk aus Hahnenkämmen, Pfauen- und Nachtigallenzungen, Rebhuhneiern und Fasanenhirn. — Möglich, daß die Köche in St. Raphael ähnlich handeln werden; Schlemmer gibt's ja auch heute noch übergenug in der Welt. gw.

Lustige Rundschau

* **Beim Puppendoktor.** Anny bringt ihre Puppe zum Puppendoktor. Eine Woche später will sie die reparierte Puppe abholen. — „Welche war es denn?“ fragt der Puppendoktor und zeigt auf einen Haufen geheilter Patienten. — Ratlos starrt Anny darauf: „Ich weiß nicht.

*

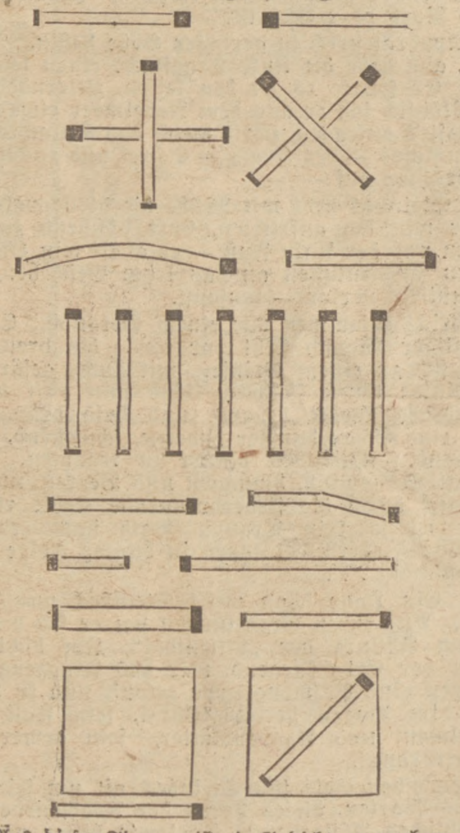
Sie hörte auf den Namen Franziska.“

* **Die Braut.** „Ich habe mich mit einem Oberkellner verlobt. Aus dem Café Central.“ — „Ach nee! Gratuliere! Wie heißt er denn?“ — „Woher soll ich das denn wissen? Nummer hat er 74.“




Rätsel-Ecke

Uebersetzungs-Aufgabe.



Aus diesen Figuren ist ein Gedicht zu machen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 194

Rätsel: Graben — Rabe.

Worträtsel: Ganghofer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.